© Peter Ruben. Nähere Angaben zum Copyright im Impressum

Peter Ruben

Ist die Arbeitskraft eine Ware?

Ein Beitrag zu einer marxistischen Marxkritik[1]

Inhalt

Problemstellung 1

Die Ware und ihre Eigenschaften in der Marxschen Werttheorie 3

Die Arbeitskraft im System der ökonomischen Größenarten 11

Schlußbetrachtung 20

Problemstellung

Zweifellos ist der Zusammenbruch der kommunistischen Herrschaft in Europa auch als eine praktische Entscheidung über die Annahme der Gültigkeit marxistischer Hypothesen zu verstehen. Denn wie immer man den vergangenen „realen Sozialismus“ als Probe auf die Wahrheit der marxistischen Doktrin insgesamt wie im Detail beurteilen mag, unleugbar sind in einem historischen Experiment von enormen Ausmaßen und Opfern wesentliche Grundannahmen des Marxismus definitiv widerlegt worden. Zu diesen zähle ich

[1] Erstveröffentlichung: H. Eidam u. W. Schmied-Kowarzik (Hrsg.): Kritische Philosophie gesellschaftlicher Praxis. Auseinandersetzungen mit der Marxschen Theorie nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus. Würzburg: Königshausen & Neumann GmbH 1995, S. 167-183 (Anmerkung der Herausgeber)

1. die Vorstellung, daß mittels der revolutionären Machtübernahme durch die objektiven Arbeitsbedingungen die „Springquellen des gesellschaftlichen Reichtums“ eine schrankenlose progressive Evolution erfahren werden;
2. die Vorstellung, daß die zentrale staatliche (nationale) Wirtschaftsplanung unter Ausschaltung des Marktes die krisenfreie und kontinuierlich umfangreicher werdende Versorgung der Bevölkerung sichern könne;
3. die Vorstellung, daß die Emanzipation der Arbeiter für sich die Bedingung für die menschliche Emanzipation überhaupt sei.

Diese und andere Annahmen gehören gewiß zum Grundbestand bisherigen marxistischen Denkens. Und indem sie als widerlegt unterstellt werden, steht mit der praktischen Erfahrung der letzten vier Jahre die Geltung einer Doktrin zur Debatte, die wie keine andere in der jüngsten Geschichte die geistige Auseinandersetzung bestimmt hat.

Ich teile nicht das vorschnelle Urteil, mit dem Zusammenbruch des europäischen Kommunismus sei auch der Marxismus an und für sich erledigt. Es ist ja sehr wohl zu erkennen, daß genau dieser Zusammenbruch in Kategorien des Marxismus angemessen und akzeptabel erklärt werden kann. Dennoch bleibt es zutreffend, daß der Marxismus auch als theoretisch-methodologisches System durch die politischen Ereignisse der letzten Jahre direkt betroffen ist und gewiß nur überleben kann, sofern er in der geistigen Verarbeitung eben dieses Zusammenbruchs seine sozialwissenschaftliche Produktivität erhält und zur Lösung der vor uns stehenden Probleme wirksam einzusetzen vermag. Dies ist ohne marxistische Selbstkritik nicht zu haben. Und sie muß selbstverständlich die Beurteilung der Ansichten seines Begründers einschließen. In dieser Beurteilung unterstelle ich, daß uns die Marxschen Einsichten zu wichtig sind, als daß sie den Marxschen Illusionen geopfert werden dürften. Daher plädiere ich für eine marxistische Marxkritik, deren Voraussetzungen nach meiner Sicht in den Annahmen bestehen,

1. die menschliche Geschichte als einen wesentlich ökonomisch determinierten, nicht teleologisch, wohl aber teleonomisch gesteuerten Entwicklungsprozeß zu verstehen;
2. die menschliche Arbeit und die Ausbildung ihres gesellschaftlichen Charakters als den die Kultur ermöglichenden und begründenden Vorgang zu denken;

3. die verständige und vernünftige Regelung der gesellschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen für faktisch möglich zu halten.

Diese Annahmen definieren sicher ein Grundkonzept des (rekonstruierten) Marxismus als einer je besonderen Geschichtsauffassung, die sich im intellektuellen Wettbewerb mit anderen Konzepten bewähren muß. Sie ist durch die Skizze im berühmten Feuerbach-Kapitel der „Deutschen Ideologie“[2] sowie durch Marxens „Grundrisse“[3] präsentiert und darf daher den Namen Marxismus zu Recht tragen.

Unter Voraussetzung dieser Vorstellung vom Marxismus ist nun sicher die Frage nach der Gültigkeit der Annahme von Interesse, daß die Arbeitskraft, die Marx ökonomisch zuerst und unmißverständlich als Arbeitsvermögen von der Arbeit unterschieden hat, unter kapitalistischen Bedingungen als Ware auftritt. Diese Annahme ist bekanntlich für Marx’ Kapitalismusanalyse wesentlich; sie soll begründen, daß die spezifisch kapitalistische Verbindung der subjektiven mit den objektiven Produktionsbedingungen durch den Kauf konstituiert wird, daher die Negation der kapitalistischen Produktionsweise auf den Ausschluß der Notwendigkeit hinauslaufen muß, zum Verkauf der Arbeitskraft gezwungen zu sein.

Indem ich die von Marx selbst im Zusammenhang mit dem Warenbegriff gegebenen ökonomischen Bestimmungen voraussetze, um sie nach ihrem kategorialen und dimensionstheoretischen Status zu diskutieren, komme ich zu der These: *Die Arbeitskraft ist keine Ware*; *der Arbeitsvertrag ist kein Kaufvertrag*. Der Begründung dieser These gelten die nachfolgenden Überlegungen.

Die Ware und ihre Eigenschaften in der Marxschen Werttheorie

Marx setzt, wie bekannt, seiner Wertlehre die Vorstellung der Waren voraus, womit das Wort *Ware* als Gattungsname derjenigen Dinge verwendet wird, die in der Werttheorie als vorgegebene Gegenstände der Untersuchung angenommen sind. Die Einzelware wird sogleich – 1859 in der „Kritik der Politischen Ökonomie“ – als

---

[2] Karl Marx/Friedrich Engels, *Die deutsche Ideologie*, *Werke* in 42 Bdn., Berlin 1956 ff. (MEW), Bd. 3, 17-77.

[3] Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie* (*MEW* 42).

„elementarisches Dasein“[4] des „bürgerlichen Reichtums“ bzw. – 1867 im „Kapital“ – als „Elementarform“[5] des Reichtums „der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht“, erklärt, d. h. als Element in der Menge aller Waren, die Marx eine „ungeheure Warensammlung“ nennt. Die Thematisierung dieser Warenmenge erfolgt allerdings unter der später erklärten Voraussetzung, daß die Ware als spezifisch gesellschaftliche Form der Produkte voneinander unabhängiger Privatarbeiten gilt, so daß Ein- und Verkauf bzw. Handel notwendige Bedingungen für das Dasein der Produkte als Waren sind.

„*Vor* der kapitalistischen Produktion – in früheren Produktionsweisen –“, sagt Marx in den „Theorien über den Mehrtwert“ dazu, „tritt ein großer Teil des Produkts nicht in Zirkulation, wird nicht auf den Markt geworfen, nicht als Ware produziert, nicht zur Ware. Andrerseits ist dann ein großer Teil der Produkte, die in die Produktion eingehn, nicht Ware und geht nicht als Ware in den Prozeß ein. Die Verwandlung der Produkte in Waren findet nur an einzelnen Punkten statt, erstreckt sich nur auf den Überschuß der Produktion etc. oder nur auf einzelne Sphären derselben (Manufakturprodukte) etc. Die Produkte gehn weder dem ganzen Umfang nach als Handelsartikel in den Prozeß ein, noch kommen sie ihrer ganzen Breite nach als solche aus ihm heraus.“[6]

Mit der werttheoretischen Thematisierung der Waren ist demnach eine wirtschaftsgeschichtliche Auffassung verbunden, die den „bürgerlichen Reichtum“ als Resultat der Universalisierung der Warenproduktion und -zirkulation versteht. Darin ist der Warentausch vom „unmittelbaren Tauschhandel“, der „naturwüchsigen Form des Austauschprozesses“[7], dadurch unterschieden, daß er eine exklusive Ware als Geld einschließt. Marx’ werttheoretische Thematisierung der Warenmenge unterstellt also die Unterscheidung von *Ware* und *Geld* so, daß letzteres als *allgemeine* Ware angenommen ist (mithin die Warentheorie des Geldes gegen die Zeichentheorie desselben ausdrücklich vorgezogen wird). Sie gilt als das „letzte Produkt der Warenzirkulation“ und „erste Erscheinungsform des Kapitals“[8].

Die für die Explikation der Werttheorie vorausgesetzte Unterscheidung von Ware und Geld wiederholt sich in der Explikation selbst als Unterscheidung des Gebrauchswerts vom Tauschwert, d. h. derjenigen Vorstellungen, die Marx aus der Re-

---

4 MEW 13, S. 15
5 MEW 23, S. 49
6 MEW 26.3, S. 108
7 MEW 13, S. 35

zeption der klassischen Nationalökonomie unter den Bezeichnungen *value in use* und *value in exchange* übernimmt. Marx führt die Vorstellung vom Gebrauchswert so ein, daß er die Einzelware in ihrer Beschaffenheit, „ein äußerer Gegenstand, ein Ding“ zu sein, „das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt“, umgehend als Gebrauchswert erklärt: „Dieses Dasein der Ware als Gebrauchswert und ihre natürliche handgreifliche Existenz fallen zusammen“, heißt es 1859.[9] Und 1867 wird erklärt:

> „Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert. Aber diese Nützlichkeit schwebt nicht in der Luft. Durch die Eigenschaften des Warenkörpers bedingt, existiert sie nicht ohne denselben. Der Warenkörper selbst... ist daher ein Gebrauchswert oder Gut. ... Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei. In der von uns betrachteten Gesellschaftsform bilden sie zugleich die stofflichen Träger des – Tauschwerts.“[10]

An dieser Stelle muß im Interesse der analytischen Klärung die kritische Reflexion eintreten: Wenn der „Warenkörper selbst... ein Gebrauchswert“ *ist*, wird die Verwendung des Wortes *Ware* im weiteren überflüssig, und wir können es an jeder Stelle, an der es vorkommt, durch das Wort *Gebrauchswert* ersetzen. Soll aber angenommen bleiben, daß die Ware einen Gebrauchswert *hat*, so ist der Waren*körper* keineswegs „selbst... ein Gebrauchswert“, sondern ein *Ding*, das die *Eigenschaft*, Gebrauchswert zu sein, besitzt. Die Wörter *Ding* und *Eigenschaft* bezeichnen ontologische Kategorien, deren Identifikation nach vorausgesetzter Unterscheidung einen logischen Widerspruch impliziert. Daß Marx diese Unterscheidung voraussetzt, macht sein Übergang von der Verwendung des Wortes *Ware* zur Verwendung des Wortes *Warenkörper* ebenso deutlich wie sein Gebrauch des Terminus *Gebrauchswert der Ware*. Daß er sie allerdings nicht wirklich vollzieht, erkennt man an seiner Behauptung: „Jedes... Ding ist ein Ganzes vieler Eigenschaften...“[11] Ein Ganzes vieler Eigenschaften ist ein Eigenschaftskomplex und eben damit noch immer kein Ding, das vielmehr der Träger des Eigenschaftskomplexes ist. Die Unterscheidung der Kategorien des *Dinges* und der *Eigenschaft* ist eine philosophische Lösung des ontologischen Problems, die Bedeutung des Subjekts und des Prädikativs in einfachen Prädikationen von der Form *S*

---

8 MEW 23, S. 161
9 MEW 13, S. 15
10 MEW 23, S. 50
11 MEW 23, S. 49

ist p generell zu bestimmen: Das (grammatische) Subjekt *S* wird als Bezeichnung des Trägers derjenigen Eigenschaft verstanden, die im (grammatischen) Prädikat *ist p* ausgesagt ist (*p* selbst ist das Prädikativ). Das Wörtchen *ist* meint in Sätzen dieser Art keineswegs die Identitäts- oder Gleichheitsbeziehung, so daß *S ist p* dasselbe besagte wie $S = p$, sondern das Zukommen der Eigenschaft p (oder p-sein) zum Ding S, des Attributs p (oder p-sein) zur Substanz S. Und gerade mit dieser Zuschreibung ist die Unterscheidung des Dinges von der Eigenschaft vorausgesetzt. Ist sie aber vorausgesetzt, so kann sie nicht nachträglich im selben Zusammenhang negiert werden, soll nicht ein logischer Widerspruch zugelassen sein.

Marx' Feststellung: „Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert", kann sehr wohl auch ohne Identifikation des Warenkörpers oder der Ware als eines Gebrauchswertes beibehalten werden, indem der Gebrauchswert oder die Nützlichkeit als *Eigenschaft* der Ware erklärt, die Ware also als *Ding* verstanden wird, das diese Eigenschaft hat, d. h. Träger derselben ist. Das schließt ihr gleichzeitiges Dasein als Träger ebenso des Tauschwerts in gar keiner Weise aus. Da die Ware von Marx ja obendrein überhaupt als Wertträger vorausgesetzt ist, so kann auf diese Weise der Zusammenhang der ökonomisch analysierten Bestimmungen des Gebrauchswerts, des Tauschwerts und des Werts als voneinander unterscheidbarer Eigenschaften desselben Dinges vorgenommen werden, ohne ihren Unterschied auf den des *Dinges* und seiner *Eigenschaft* zurückzuführen. Tatsächlich findet sich in den „Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie" eine solche Erwägung: „Ist nicht *Wert* als die Einheit von Gebrauchswert und Tauschwert zu fassen? An und für sich ist Wert als solcher das Allgemeine gegen Gebrauchswert und Tauschwert als *besondre* Formen desselben? Hat dies Bedeutung in der Ökonomie? Der Gebrauchswert vorausgesetzt auch im einfachen Austausch oder reinen Austausch."[12] Indem jedoch Marx die Gesellschaftlichkeit des Tauschwerts gegen die Natürlichkeit des Gebrauchswerts stellt, scheint ihm allein der Tauschwert die, wie er sagt, „ökonomische Formbestimmung" zu sein, der Gebrauchswert dagegen den „stofflichen Inhalt des Reichtums" darzustellen, „welches immer seine gesellschaftliche Form sei". Dabei ist doch nur zu bedenken, daß

[12] MEW 42, S. 193, Anm.. Diese *Einheit* wird analytisch durch die ökonomische Gleichung $v = p_i \times N_i$ ausgedrückt (in Worten: Wert = Tauschwert (Preis) mal Gebrauchswert (Menge)), wie in der nachfolgenden Darstellung auseinanderzusetzen ist.

kein Produkt Ware wird, wenn es nicht Gebrauchswert für den Käufer hat, daß also der Warentausch Produzenten miteinander verbindet, die unter höchst verschiedenen Naturbedingungen Erzeugnisse hervorbringen, daß mithin der „stoffliche Inhalt des Reichtums“ gerade auch in der natürlichen Unterschiedenheit wirklich ist. Die Vergesellschaftung verknüpft gegeneinander besondere Naturbedingungen der Produktion und beruht daher auf der in diesen Bedingungen realisierten Verschiedenheit der Gebrauchswerte.

Neben der ontologischen Unsicherheit über den Zusammenhang von Ding und Eigenschaft ist zusätzlich die methodologische Konfusion in der Determination des Tauschwerts als ein gravierender Mangel in der Marxschen Darstellung festzustellen. Ohne weitere Überlegung wird der Tausch einer Ware gegen irgendeine andere als in einer Gleichung für ausdrückbar gehalten, so daß „20 Ellen Leinwand = 1 Rock“ als (einfacher) Wertausdruck gilt. Die Bedingung, daß eine empirische Gleichung überhaupt nur bei unterstellter Dimensionsgleichheit aufgestellt werden kann, ist Marx offensichtlich nicht bewußt. So bemerkt er denn auch nicht, daß bei strenger Interpretation seines einfachen Wertausdrucks nur konstatiert werden kann: Mit ihm ist unmittelbar eine Kontradiktion formuliert, d. h. ein einfacher Ausdruck des Falschen. 20 Ellen Leinwand sind so wenig einem Rock gleich wie 5 Äpfel 3 Birnen. Marx verschleiert sich und anderen die Natur seines Ausdrucks, eine Kontradiktion zu sein, indem er ihn als eine weitere Art und Weise deutet, den Satz, „20 Ellen Leinwand sind 1 Rock wert“ zu formulieren. So kann denn der geneigte Leser interpretieren: Der fragliche Ausdruck meint in Wahrheit dasselbe wie der Satz: „Der Wert von 20 Ellen Leinwand = dem Wert von 1 Rock“. Diese Formulierung aber setzt leider das, was Marx erst einführen will, nämlich den Wertbegriff, schon voraus. Das erkennt der Werttheoretiker natürlich auch. Und darum greift er zum problematischen Ausdruck, dessen kontradiktorische Natur er jedoch nicht erkennt.

Es handelt sich hier um das Problem, Größengleichungen zu gewinnen, die unter keinen Umständen der analytischen Wahrheitsform A = A widersprechen dürfen. Das ist nur dadurch zu garantieren, daß mit zulässigen Erweiterungen operiert wird. Wie ist dabei zu verfahren? Nehmen wir an, wir haben die Dimension [A] und einen empirischen Grund, sie mit der Dimension [B] zu verknüpfen. Dann ist natürlich [A] = [A] vorauszusetzen und überdies zu bedenken, daß für jede Dimension [X] die

Verhältnisbildung [X : X] = [1] gilt, worin [1] die sogenannte Einsdimension ist. Da [A] = [A] × [1] gilt, kann auf [A] = [A] × [B : B] geschlossen werden, ohne die vorausgesetzte analytische Wahrheit aufzuheben. Die beiden Operationen der Verhältnisbildung (:) und der Produktbildung (×) lassen zu, weiter auf die Wahrheit von [A] = [A : B] × [B] zu folgern. Und damit steht empirisch der Term [A : B] zur Verfügung, dessen Realisierbarkeit zu prüfen ist. Gibt es eine Realisierung, kann man in der Theorie die Definition $[C] =_{df} [A : B]$ annehmen und endlich formulieren: [A] = [C] × [B]. Auf diese Weise ist aus der Tautologie [A] = [A], mit Kant zu sprechen, aus dem analytischen Urteil a priori, ein synthetisches Urteil a priori geworden (wenn A, B und C feste Deutungen haben), ein Urteil, das selbstverständlich keine Kontradiktion ausdrückt. Als Beispiel kann jeder die Bildung des mechanischen Geschwindigkeitsbegriffs nach Galilei bedenken, der mit Voraussetzung der Dimensionen der Länge [l] und der Zeit [t] durch die Definition $[v] =_{df} [l : t]$ gewonnen wird. Diese Bildung hat die Wissenschaft in der griechischen Antike nicht vollzogen, weil sie sich Verhältnisse (logoi) aus verschiedenen Qualitäten (Dimensionen) nicht vorzustellen vermocht hat. Sie aber sind die notwendigen Bestimmungen jeder messenden Wissenschaft, die mit mehr als einer Dimension operiert.

Mit Bezug auf Marxens Problem versteht sich nun, daß die ökonomischen Bestimmungen des Gebrauchs- und Tauschwerts wie des Werts auf die Feststellung unterschiedlicher Dimensionen hinauslaufen müssen, wenn sie analytisch gehandhabt werden sollen. Nehmen wir an, daß die Dimension des Werts [v] – „v“ von „valor“ – durch jede Geldart präsentiert wird, die konvertibel ist, und daß das Wort *Gebrauchswert* als ein anderes Wort für *Nützlichkeit* unter der Bedingung verwendet werden darf, mit beiden die ökonomische Dimension $[N_i]$ zu bezeichnen, die durch jede abgesetzte Ware dargestellt wird, so versteht sich, daß das Verhältnis $[v : N_i]$ diejenige ökonomische Dimension ist, die jeder unter dem Namen *Preis* kennt. Wer z. B. 5,99 DM für 500 g Kaiser’s Kaffee Edel Mocca zahlt, konfirmiert diese erlangte Ware als Träger von Gebrauchswert und die gezahlte Geldmenge als Träger desselben Werts, den er mit Annahme der bestimmten Kaffeemenge gerade eingenommen hat. Er operiert also mit der Preisbestimmung $[p_i] = [v : N_i]$, in der der Index i die artspezifische Bestimmtheit des Gebrauchswerts und daher auch des Preises bezeichnet.

Natürlich ist es eine andere Frage, ob solches Operieren auch theoretisch bewußt ist. Doch unbestreitbar ist die Bildung von *Verhältnissen* zwischen Geldmengen und Gebrauchswerteinheiten in der Preisfestlegung eine in der Warenzirkulation alltägliche Tatsache, so daß von ihrer Kenntnis, wenn auch nicht *Er*kenntnis, Verwendung gemacht werden kann.

Gehen wir zurück zum Marxschen Problem des einfachen Wertausdrucks, so können wir mit Hilfe der skizzierten Ausdrucksmittel sagen, daß Marx' „Gleichung" generell auf die Behauptung hinausläuft, $N_{ij} = N_{kl}$ sei Angabe der einfachen Wertform. Daß dieser Ausdruck kontradiktorisch ist, versteht sich, weil ja gerade $N_j \neq N_l$ vorausgesetzt wird (eine Gebrauchswertart j von einer anderen Gebrauchswertart l verschieden ist). Das schließt aber nicht aus, daß die fraglichen Maße oder Größen dennoch in einen Zusammenhang gebracht werden können, der die Marxsche Intention trifft. Wir brauchen nur die Tautologie

$$N_{ij} : N_{ij} = N_{kl} : N_{kl}$$

aufzustellen, um der Wahrheit sicher zu sein, und können dann auf Grund der algebraischen Regeln des Umgangs mit den Operationen der Verhältnis- und Produktbildung

$$N_{ij} = (N_{ij} : N_{kl}) \times N_{kl}$$

behaupten. Selbstverständlich kann auch

$$N_{kl} = (N_{kl} : N_{ij}) \times N_{ij}$$

angenommen werden. Beide Ausdrücke sind ökonomische Größengleichungen für zwei feste Gebrauchswerte (oder Nutzen) und – das unterscheidet sie von der Marxschen Darstellung – zwei Gebrauchswertverhältnisgrößen. Diese sichern formal die Kontradiktionsfreiheit und stellen inhaltlich das ökonomische Problem ihrer empirischen Deutung. Genau dieses Problem nicht gesehen und also nicht gestellt zu haben, ist der methodische Mangel in der Marxschen Gedankenführung. Sie wird aber durch diesen Mangel nicht erledigt, sondern kann seine Beseitigung ohne Schwierigkeiten aufnehmen. Es kommt nur darauf an, den Preis nicht, wie Marx das getan hat, als „Geldausdruck des Werts" zu denken, sondern als eine selbständige ökonomische Maß- oder Größenart mit eigener Dimension. Tauschen sich zwei Waren mit den Werten v_1 und v_2 aus, so gilt mit Annahme des äquivalenten Tauschs selbstverständlich $v_1 = v_2$. Und unter dieser Voraussetzung gilt

$$N_{1j} : N_{2l} = p_{2l} : p_{1j}.$$

Das besagt: Die Preise verhalten sich umgekehrt wie die Gebrauchswerte. Und dies bedeutet insbesondere die Gültigkeit von

$$N_{kl} = (p_{ij} : p_{kl}) \times N_{ij},$$

des analytisch korrekt gebildeten Ausdrucks der einfachen Wertform.

Marx hätte die Kontradiktionsfreiheit seiner Gleichung für die einfache Wertform sichern können, würde er die schwächere Behauptung $N_{ij} \sim N_{kl}$ formuliert haben, d. h. die Proportionalität zwischen beiden Gebrauchswerten, die man ja zweifellos im empirischen Warentausch bemerken kann. Er hätte dann die echte Gleichung

$$N_{ij} = \alpha \times N_{kl}$$

mit dem Proportionalitätsfaktor α aufstellen können, die sicher seine Idee von der „einfachen, einzelnen oder zufälligen Wertform“ analytisch einwandfrei realisierte. Allerdings stände er so vor dem Problem, ökonomisch zu klären, was der zunächst formal eingeführte Proportionalitätsfaktor wirtschaftstheoretisch meinen könnte. Die Lösung dieses Problems hätte ihn auf die qualitative Unterscheidung des Werts vom Preis geführt, würde er die umgekehrte Proportionalität von Gebrauchswert und Preis, letzterer unter dem Namen *Tauschwert*, fixiert haben. Denn mit der Gleichung

$$N_{ij} = (p_{kl} : p_{ij}) \times N_{kl}$$

gilt auch

$$p_{ij} \times N_{ij} = p_{kl} \times N_{kl},$$

womit offenbar eine Wertegleichheit $v_i = v_l$ angegeben ist. Diesen Schritt hat Marx nicht vollziehen können, weil er den empirischen Charakter der ökonomischen Größen bzw. Maße nicht thematisiert hat. Die Algebra war ihm nicht fremd. Aber ihre gegenständliche Bedingung, Operationen an *qualitativ bestimmten* Objekten (*entweder* Zahlen *oder* Maßen) zu regeln, hat er nicht in Rechnung gestellt. Den gravierenden erkenntnistheoretischen Unterschied hat auch erst Hermann von Helmholtz 1887 erstmals – und noch heute wegweisend – thematisiert.[13]

Wie nun auch immer das Urteil über Marx’ theoretischen Ansatz zur Bestimmung der Wareneigenschaften (Gebrauchswert, Tauschwert und Wert) ausfallen möge, mit der hier erklärten Rekonstruktion desselben ist jedenfalls impliziert, daß die Arbeits-

kraft ebensowenig wie der Gebrauchswert eine Ware sein kann. Um das zu zeigen, muß sie im *System* der ökonomischen Maßarten vorgestellt werden.

Die Arbeitskraft im System der ökonomischen Größenarten

Es wird gewiß kein Einwand erhoben werden, wenn ich nun grundsätzlich unterstelle, die Ökonomie als empirische Wissenschaft zu betrachten, d. h. als eine Wissenschaft, die ihre Feststellungen über Wirtschaftszustände mittels Artikulation von Meßurteilen trifft. Daß die Ökonomie eine rechnende Wissenschaft ist, bedarf hier keiner weiteren Beglaubigung.

Messungen ohne vorausgesetzte Meßgrößen (einschließlich der zugehörigen Meßverfahren) sind unrealisierbar. Und sie sind nicht mit Zählungen zu verwechseln. Zwar wird beim Messen auch gezählt, doch betrifft das Zählen vorausgesetzte Kopien der Maßeinheiten, nicht beliebige Dinge. Die Existenz der Maßeinheiten und Realisierbarkeit der Meßverfahren ist für jede messende Wissenschaft *conditio sine qua non* ihres Daseins. Für die Ökonomie scheint diese Bedingung in der Gegenwart problemlos erfüllt zu sein; wird in ihr doch mit Preisen, Mengen und Werten umgegangen. Ob mit diesen in der Tat ökonomische Größen- oder Maßarten intendiert sind oder nicht, läßt sich an einer scheinbar einfachen, methodologisch jedoch wesentlichen Frage erkennen. Setzen wir voraus, Ökonomen verstehen unter dem Worte *Wert* eine ökonomische Größenart, die mit dem Zeichen v gemeint sein soll, und fragen nun z. B. Kaufleute, was sie unter "Wert" verstehen, werden wir durchweg die Antwort erhalten: Wert = Preis mal Menge[14]. Das ist ersichtlich in umgangssprachlicher Version die Angabe einer typischen Größengleichung, wie sie sonst jeder aus seinem Physikunterricht kennt. Wollen wir sie entsprechend formulieren, führen wir, wie schon angegeben, für "Preis" die Abkürzung p_i, für "Menge" das Symbol N_i ein, um sodann notieren zu können, daß Ökonomen unter "Wert" etwas verstehen, was durch die ökonomische Gleichung $v = p_i \times N_i$ ausgedrückt wird. In ihr steht die Variable v

---

[13] H. v. Helmholtz: Zählen und Messen, erkenntnistheoretisch betrachtet. In: Ders.: Philosophische Vorträge und Aufsätze. Hrsg. v. H. Hörz u. S. Wollgast. Berlin: Akademie-Vlg. 1971. S. 301-335

für Werte, die in *Geldmengen* dargestellt werden (mit national unterschiedlichen Geldeinheiten, z. B. D-Mark, Yen, Dollar, Rubel etc.).

Die methodologisch entscheidende Aufgabe besteht in diesem Zusammenhang nun weiter darin zu klären, was das Zeichen N_i genau meint. Vertritt N_i für den Interpreten der fraglichen Gleichung *Anzahlen,* besagt dies, daß mit ihr genau eine ökonomische Dimension (oder Qualität) angegeben ist, die mit den beiden Wörtern *Preis* und *Wert* identisch gemeint wird (so daß eines der beiden überflüssig ist). Während *Preis* in diesem Falle die Maßeinheit des Werts bezeichnet, dient *Wert* umgekehrt dazu, ein bloßes Vielfaches des Preises zu notieren. Werte wie Preise werden beide gleichermaßen in Geldmengen angegeben. Das ist die Konsequenz ihrer dimensionstheoretischen Identifikation. Viele methodologische Debatten in der Wirtschaftstheorie leiden an dem Umstand, daß ökonomische Dimensionsanalysen kaum angestellt werden (weshalb z. B. umstandslos reelle Zahlen als "Preise" präsentiert werden, um sodann Mathematik in ökonomischer Phraseologie zu treiben).

Die Situation ändert sich sofort, wenn wir "Menge" nicht mehr als Bezeichnung einer Anzahl (mathematisch: einer natürlichen Zahl) auffassen, sondern als Namen einer echten ökonomischen Größen- oder Maßart, die man sonst auch *Nutzen* oder *Gebrauchswert* nennt.[15] Es gilt dann nämlich sofort, daß die angegebene Gleichung nicht eine, sondern drei ökonomische Dimensionen (Qualitäten) miteinander verknüpft, die voneinander wohl zu unterscheiden sind. Preise sind dann, wie bereits gesagt, *keine* Werte, natürlich auch keine Wertmaßeinheiten, wie umgekehrt Werte keine Preisvielfachen sind. Die Gebrauchswerte oder Nutzen N_i sind *Eigenschaften* der Waren, die gegen Geld veräußert werden – und keine Dinge (insbesondere nicht selbst Waren). Sie werden in der Preisverhandlung auf dem Markt durch die Nachfrager gemessen, wobei die Determination einer Gebrauchswerteinheit durch sie entschieden wird, nicht etwa durch die Produzenten oder Anbieter. In der Nutzen- oder Gebrauchswertmessung urteilt der Käufer über die Eigenschaft der vorgelegten Ware,

---

14 Vgl. etwa J. A. Schumpeter, der im 1. Bd. seiner "Konjunkturzyklen" anmerkt, daß Reihen von Daten "nach Preisen, Mengen und Werten (Preis mal Menge)" gruppiert werden können (Göttingen 1961, S. 24, Anm. 13), ohne sich allerdings auf eine meßtheoretische Klärung dieser Feststellung einzulassen.

15 Die Setzung der Synonymität von "Gebrauchswert" und "Nutzen" ist mit Bezug auf die Deutung von "Menge" in der Gleichung "Wert = Preis mal Menge" unabdingbar. Außerhalb des Systems der ökonomischen Größenarten mag man unter "Gebrauchswert" und "Nutzen" verstehen, was man will.

sein unterstelltes produktives oder konsumtives Bedürfnis zu befriedigen. Mit der Bezahlung und Annahme der Ware hat er auch dieses Urteil positiv gefällt. Die Verwendung der Gebrauchswert*einheiten* suggeriert verständlicherweise die Vorstellung, N_i bezeichne eine Anzahl. Aber dieser Suggestion liegt die oben schon charakterisierte logische Inkonsistenz zugrunde, in der *Eigenschaften* als *Dinge* vorgestellt werden. Sie finden wir auch in den bereits zitierten Überlegungen zum Anfang des "Kapital": "Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert. Aber diese Nützlichkeit schwebt nicht in der Luft. Durch die Eigenschaften des Warenkörpers bedingt, existiert sie nicht ohne denselben. Der Warenkörper selbst... ist daher ein Gebrauchswert oder Gut."[16] Mit dem *daher* wird die Ware, von der Marx eingangs ganz richtig feststellt, daß sie "ein Ding" sei, "das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt"[17], zum Gebrauchswert höchst selbst. Und die "Gebrauchswerte bilden... die stofflichen Träger des – Tauschwerts"[18].

Wir haben es hier mit einem Räsonnement zu tun, das allein in der Theoretischen Philosophie, in ihrer Kategorienlehre, seinen wissenschaftlichen Ort hat. Es ist ganz richtig, von der Nützlichkeit zu sagen, daß sie "nicht in der Luft" schwebe, also nicht *in Trennung* vom Ding bzw. Warenkörper eine eigenständige *Existenz* habe. Aber daraus *folgt* nicht, wie Marx sich suggeriert, daß sie der Warenkörper selbst sei. Vielmehr gilt, daß mit der sprachlichen Einführung der Bestimmungen der "Nützlichkeit" einerseits und der "Ware" bzw. des "Warenkörpers" andererseits *Unterscheidungen* angenommen worden sind, die mit der Identifikation von "Ware" und "Gebrauchswert" bzw. "Nützlichkeit" dann wieder direkt negiert werden. Und das ist die gewöhnliche Weise, logische Widersprüche oder Absurditäten hervorzubringen. Man macht eine Unterscheidung, um sie sogleich in der nächsten Überlegung zu verneinen und dennoch (über den Gebrauch der entsprechenden Termini) beizubehalten. So wird mit logischen Gegensätzen in konjunktiver Verknüpfung operiert, ohne ein Bewußtsein

---

[16] MEW 23, S. 50. Dadurch, daß die Nützlichkeit nicht ohne den Waren*körper* existiert, ist noch keineswegs legitimiert, sie – unter dem Namen Gebrauchswert – mit ihm identisch zu setzen. Das ist in der Physik nicht anders: Dadurch, daß die träge Masse nicht ohne den Körper besteht, ist noch keineswegs gerechtfertigt zu behaupten, daß der Körper die Masse *sei*. Vielmehr *hat* der Körper ebenso eine träge Masse, wie die Ware einen Gebrauchswert oder Nutzen *hat*. Es handelt sich ontologisch um die Kategorialverschiedenheit, die wir grammatisch elementar feststellen, wenn wir Subjekten (als Namen von Dingen) Prädikate (als Namen von Eigenschaften) zusprechen.

[17] A. a. O., S. 49

davon zu haben, ein Massenphänomen des "gesunden Menschenverstands", der auf die philosophische Bildung pfeift und seine mit Bedacht auf Reklamewirkung akquirierten Grundsätze für "seine Philosophie" ausgibt, natürlich für seine "Unternehmensphilosophie", "Vereinsphilosophie" etc. etc. – und selbstverständlich auch für seine "Weltanschauung".

In der Sache handelt es sich darum, daß die erkennenden Tätigkeiten des Unterscheidens und Trennens selbst voneinander unterschieden werden müssen, womit die Determination eines Sachverhalts in der Unterscheidung der Sache von *ihrem* Verhalten oder von *ihrer* Beschaffenheit klar von der Trennung derselben Sache von ihrem Verhalten selbst unterschieden werden muß. Wer z. B. die Klugheit von Paul feststellt, erkennt keineswegs Paul als fleischgewordene Klugheit noch die Klugheit als die Person, die "Paul" genannt wird, sondern bemerkt im Sachverhalt, daß Paul klug ist, zwei voneinander unterscheidbare Momente, die deswegen, weil sie unterscheidbar sind, dennoch nicht als in Trennung voneinander bestehend (existierend) vorgestellt werden dürfen. Paul und die Klugheit bilden eine Einheit, die mitnichten die logische Identität der Entitäten ist, welche wir "Paul" und "Klugheit" nennen, so daß "Paul" *dasselbe* meint wie "Klugheit", sondern die ein Konkretum unterschiedener Bestimmtheiten im aristotelischen Sinne des *Zukommens* der Eigenschaft der Klugheit zur Person, genannt "Paul", ist. Die Unterschiedenheit beider Bestimmungen impliziert nicht die Behauptbarkeit ihrer Getrenntheit und daher nicht die ihrer abstrakten Identität (die immer nur aufgrund des Vergleichs voneinander getrennter Bestimmtheiten begründet festgestellt werden kann).

Der philosophische Vorwurf gegen Marx lautet in dieser Darstellung daher zusammengefaßt schlicht wie folgt: Weil Marx die in der empirischen Unterscheidung zugleich erfolgende Kategorialunterscheidung für eine gedanklich gesetzte Trennung der unterschiedenen empirischen Bestimmungen hält, gegen die er sich mit Recht wendet, behauptet er zur Verteidigung der Einheit des Unterschiedenen die logische Identität desselben, ohne die daraus resultierenden logischen Widersprüche zu bemerken – Widersprüche, die sein Gedankengefüge für die entgegengesetzten ideologischen Parteiungen zu einer wahren Fundgrube machen. Wer etwa Marxens dingliche

---

[18] A. a. O., S. 50

Präsentation des Gebrauchswertes favorisiert, kann seine Vorstellung als Eigenschaft und mithin Dimension einer ökonomischen Maßart als revisionistische Abweichung von der wahren Lehre anprangern *et vice versa;* wer Marxens Vorstellung der "Ware Arbeitskraft" für ein ausgemachtes Faktum hält, mag den Hinweis auf die Unveräußerbarkeit der Arbeitskraft – wie übrigens jeder Kraft – als Ausdruck sophistischer Scholastik identifizieren. Gegen Attacken solcher und ähnlicher Art hilft kein verständiges Räsonnement, solange das parteiliche Interesse an der gedankenlosen, doch emphatisch geforderten praktischen Aktion dominiert. Ist diese erfolgt, mag vielleicht das bewirkte tatsächliche Resultat einigen Anlaß bieten, dem Verstand doch eine Chance zu geben, die dazu genutzt werden kann, derartige "Fundgruben" (die Fallgruben des Erkennens sind) zuzuschütten und sich zu vergegenwärtigen, was logisch und faktisch möglich ist und was nicht.

Hier jedenfalls wird festgehalten, daß Gebrauchswerte für die Wirtschaftstheorie keine stofflichen Träger von Tauschwerten sind, sondern wie diese ökonomische Größen (Maße). Was sie analytisch wirklich auszeichnet, ist der Umstand, daß sie in unterschiedlichen Nutzen- oder Gebrauchswert*arten* auftreten. Diesen Sachverhalt machen wir zeichentechnisch sichtbar, indem wir mit Indizes operieren, also die Gebrauchswertarten $N_1,..., N_i,..., N_n$ voneinander mit der Feststellung unterscheiden, daß sie miteinander unmittelbar nicht vergleichbar sind, daher auch nicht addiert werden können. Ein "Ausdruck" $N_{ij} = N_{kl}$ ist nicht inhaltsvoll bildbar (z. B. ist "3 Schweine = 5 Ziegen" keine sinnvolle ökonomische Angabe, sondern einfach Ausdruck einer Absurdität, die Behauptung der Gleichheit des Ungleichen). Dies gilt ebenso für den Satz $N_{ij} - N_{kl} = 0$ sowie für alle entsprechenden Bildungen. Daher sind auch Marxens Angaben wie "20 Ellen Leinwand = 1 Rock" etc.[19] keine echten analytischen Ausdrücke ökonomischer Beziehungen. Selbstverständlich aber können wir *Verhältnisse* artverschiedener Gebrauchswerte bilden, also z. B. sagen:

$$N_{ij} : N_{kl} = N_{ij} : N_{kl} .$$

Die algebraischen Regeln der Verhältnisbildung mit Maßen (in der Mathematik als Divsionsoperation bekannt, die sich hier nicht auf Maße, sondern zunächst auf Zahlen bezieht) gestatten es, wie schon notiert, aus dieser Gleichung zum Ausdruck

[19] A. a. O., S. 63-85

$$N_{ij} = (N_{ij} : N_{kl}) \times N_{kl}$$

überzugehen, in dem das in der Klammer notierte Gebrauchswerteverhältnis die Rolle eines Proportionalitätsfaktors spielt. Mit Bezug auf ihn steht der Ökonom vor der Frage, ob er ihn als Zeichen eines ökonomischen Phänomens verstehen kann. Das ist in der Tat der Fall, wenn wir uns entschließen, als einen Grundsatz der Wirtschaftstheorie anzunehmen: *Gebrauchswerte verhalten sich umgekehrt wie ihre entsprechenden Tauschwerte*. Diese Tauschwerte sind nichts anderes als die Maße, die wir sonst auch Preise (aber nicht Werte) nennen. Die Existenz von Preisen überhaupt indiziert das Dasein des ökonomischen Austauschs. Wollen wir unseren Grundsatz in Gestalt einer Gleichung notieren, schreiben wir:

$$N_{ij} : N_{kl} = p_{kl} : p_{ij}.$$

Aus diesem Ausdruck ist sofort die Feststellung zu erschließen, daß

$$p_{ij} \times N_{ij} = p_{kl} \times N_{kl}$$

gilt. Und das ist die Angabe der Gleichheit zweier bestimmter *Werte*, wie sie nach der oben präsentierten kaufmännischen Werterklärung zu verstehen sind – als Produkte (Vereinungen) von Preisen und Mengen bzw. von Tausch- und Gebrauchswerten. Es gilt:

$$p_{ij} \times N_{ij} = v_i = v_k = p_{kl} \times N_{kl} \ .$$

Wenn "Menge" in diesen Gleichungen immer nur als Bezeichnung einer ökonomischen Größenart verstanden wird, so ist gegen die Verwendung dieses Wortes nichts einzuwenden (obschon es natürlich in der Umgangssprache gewöhnlich nicht als Zeichen einer Maßart gebraucht wird). Ebenso können selbstverständlich die Marxschen Termini "Gebrauchswert" und "Tauschwert" (letzterer für "Preis") verwendet werden, wenn nur stets die Bedeutungen gemeint sind, die durch die angegebenen Gleichungen festgelegt werden.

Akzeptiert man die vorgestellte Wertbestimmung gemäß der notierten ökonomischen Größengleichungen, so wird man gegen die folgenden Überlegungen zur Determination der Arbeitskraft als einer ökonomischen Maßart gewiß keine Einwände erheben: Indem A. Bródy (1970) die dimensionstheoretische Analyse in der Ökonomie mit Bezug auf die Frage nach dem wertbildenden Charakter der Arbeit betreibt, stellt er fest: "Die Größe der aufgewandten Arbeit [v/t] bildet den Wert. Daraus folgt,

daß $[A] = [v \times t^{-1}]$ gilt, Arbeit die Dimension eines Wertstroms hat".[20] Die in dieser Feststellung vorausgesetzte Wertdimension ist selbstverständlich keine andere als die oben verwendete, wenngleich sie in einer anderen Bestimmung, $[v] = [A \times t]$, gegeben wird. In dieser Determination heißt der Wert ganz verständig auch "*Arbeits*wert", dagegen in der Determination $[v] = [p_i \times N_i]$ vielmehr "*Nutzen*wert". Es sind so nicht zwei verschiedene Werte oder sachlich berechtigte Wertauffassungen, die miteinander im exklusiven Konflikt stehen müssen, gemeint, sondern *derselbe* Wert steht zur Debatte – einmal durch das Produkt von Arbeit und Zeit bestimmt, das andere Mal durch das Produkt von Tauschwert (Preis) und Gebrauchswert (Menge). Zugleich ist selbstverständlich unterstellt, daß die Arbeit (A) und die Zeit (t) ebenfalls ökonomische Maßarten sind. Die Zeit in der Ökonomie ist von der Zeit in der Physik durch nichts unterschieden. Sie wird auf die gleiche Weise gemessen wie in der Naturerkenntnis. Ja man darf wohl sagen, daß es zunächst die Wirtschaftsaktivitäten gewesen sind, die die Zeitmessung als Kulturprodukt hervorgebracht haben. Was die Wirtschaftstheorie hinsichtlich dieser Dimension zusätzlich unterscheidet, sind ökonomische Zeit*arten* wie Arbeits-, Produktions-, Zirkulations- und Umsatz- oder Zykluszeit.[21] Unter Beachtung dieser Zeitarten wird man Marx zugeben können, daß es die Produktionsdauer ist, welche im Sinne Bródys im Verein mit der Arbeit den Wert bestimmt.[22]

Die Arbeitskraft, die wir als ökonomische Größenart suchen, ist natürlich analytisch in der Arbeit enthalten. Zu ihrer Determination berufen wir uns auf Marx' umgangssprachliche Bestimmung der Produktivkraft: "Dieselbe Arbeit... liefert in demselben Zeitraum verschiedene Quanta Gebrauchswerte, mehr, wenn die Produktivkraft steigt, weniger, wenn sie sinkt."[23] Bezeichnen wir die Produktivkraft, die in der konkreten Arbeit A_i realisiert wird, mit κ_i, können wir diese Angabe als ökonomische Größengleichung reformulieren:

$$N_i = \kappa_i \times A_i$$

---

20 A. Bródy: Proportions, Prices and Planning. Budapest 1970. S. 97

21 Vgl. MEW 24, S. 154 ff.

22 In einer früher publizierten Darstellung dieses Zusammenhangs ist – sozusagen im Eifer des ersten Gefechts – fälschlich die Umsatzdauer für die Wertbildung verantwortlich gemacht worden. Vgl. P Ruben: Produktivkraft und Produktivität in ökonomischen Maßarten. In: Dt. Z. f. Philos. 36(1988)3, S. 248

23 MEW 23, S. 61

So wird das Gebrauchswertmaß als Funktion der Arbeit in Einheit mit der Produktivkraft, wie von Marx erklärt, ausgedrückt. Da die wirtschaftliche Analyse lehrt, daß die Senkung des Arbeitskraftaufwands – unter sonst gleichen Bedingungen – die Steigerung der Produktivkraft (nicht zu verwechseln mit der Produktivität, die einen *Wirkungsgrad* der Wertschöpfung charakterisiert) bedeutet, kann man aus der Marxschen Bestimmung schließen, daß die Arbeitskraft K_i offenbar die Inverse der Produktivkraft ist, so daß

$$K_i = A_i : N_i$$

gilt. Mit dieser Feststellung dürfen wir annehmen:

$$[A_i] = [K_i \times N_i],$$

die Dimension der Arbeit im ökonomischen Sinn – das Produkt (Vereinung) aus Arbeitskraft und Gebrauchswert (Menge). Damit ist die Arbeitskraft als ökonomische Maßart von der Dimension

$$[K_i] = [A_i \times N_i^{-1}]$$

erklärt. Ihre Messung erfolgt über die Festlegung des Gebrauchs der sogenannten *Vollbeschäftigteneinheit*, von Arbeitern verkörpert, wenn sie in fachgerechter Qualifikation während der vollen kontraktlich vereinbarten Arbeitszeit ihr Werk vollbringen. Es hat sich so nicht die Arbeitskraft, mit Hegel zu sprechen, als Arbeiter "gesetzt", sondern die Sozietät hat darin anerkannt, daß der Arbeiter seine Arbeitskraft ökonomisch voll wertbildend einsetzt.

In diesem Kontext sei auf den Zusammenhang zwischen der mechanischen und ökonomischen Determination der Kraft bzw. Arbeitskraft hingewiesen: Die klassische Physik bestimmt die Kraft (K) durch das Verhältnis der Arbeit zu jener Wegstrecke (s), längs der die Arbeit verrichtet wird: $K = A : s$. Solche Arbeit verrichtet bekanntlich auch der Transportarbeiter, wenn er sonst keinerlei zusätzliche Arbeitsmittel einsetzt. Nun hat Marx die Transportarbeit ausdrücklich als Gebrauchswertbildung erklärt: „Es ist nichts häufiger, als Transport etc., soweit sie mit dem Handel zusammenhängen, in die reinen Zirkulationskosten hereinzubringen. Soweit der Handel ein Produkt auf den Markt bringt, gibt er ihm eine neue Form. Er verändert zwar nur das örtliche Dasein. Aber die Weise der Formveränderung geht uns nichts an. Er gibt dem Produkt einen neuen Gebrauchswert (und dies gilt bis herab zum Detailkrämer, der wiegt, mißt, einpackt und so für den Konsum dem Produkt Form gibt), und dieser

neue Gebrauchswert kostet Arbeitszeit; ist also zugleich Tauschwert. Das Bringen auf den Markt gehört in den Produktionsprozeß selbst.“[24] Diese Auffassung des Transports als Produktion legitimiert, die in der Transportarbeit zurückgelegte Wegstrecke genau dann als Gebrauchswert aufzufassen, wenn die entsprechende Arbeit entlohnt wird. Ist N_T die durch Transport hervorgebrachte Gebrauchswertart, und gilt $v = p_T \times N_T$, so dürfen wir für die Transportarbeit A_T annehmen:

$$A_T = K_T \times N_T .$$

Indem wir nun diesen speziellen Fall auf alle konkreten Arbeiten A_i übertragen, also generalisieren, haben wir mit

$$[K_i] = [A_i \times N_i^{-1}]$$

gerade die Dimension, die in der Marxschen Ökonomie „Arbeitskraft“ heißt.

Um endlich den Zusammenhang der Arbeitskraft mit dem oben erklärten Wertbegriff zu bestimmen, müssen wir nur noch bedenken, daß die Arbeit in der Dimension $[A] = [v \times t^{-1}]$ natürlich dieselbe ist wie in der Dimension $[A] = [K \times N]$, daher auch $[v \times t^{-1}] = [K \times N]$ gilt, wenn wir die Rücksicht auf die artspezifische Bestimmtheit durch Abstraktion ignorieren. Aus dieser reinen Dimensionsgleichung folgt schließlich

$$[v] = [K \times N \times t],$$

die Wertdimension, ausgedrückt in den drei voneinander unabhängig zu erklärenden Grundmaßarten der Wirtschaftstheorie (Arbeitskraft, Gebrauchswert, Zeit). Diese Dimensionsbestimmung stellt den Grundsatz einer korrekt bestimmbaren Wertlogik dar, sofern man die Dimensionen im Sinne der intensionalen Logikauffassung als Inhalte thematisiert sowie die beiden verwendeten Operationen der Verhältnisbildung und Vereinung (Produktbildung) logisch bestimmt. Daß das möglich ist, kann hier nur versichert werden. Für unsere Argumentation ist es ausreichend zu notieren, daß die Arbeitskraft als ökonomische Dimension durch analytische Explikation der zitierten Marxschen Überlegung fixierbar ist und in dieser als Wert*faktor* auftritt, als, mit Hegel zu sprechen, *Moment* des Werts.

Folgt man dem vorgestellten Räsonnement, so ist ausgemacht, daß die Arbeitskraft (in der hier entwickelten Explikation) keine Ware ist. Der Grund ist einfach:

---

[24] MEW 42, S. 535. Vgl. auch: Ebd., S. 428-430 und MEW 24, S. 150-153

Waren sind ökonomische Dinge, die *Werte* haben. Werte sind Dimensionen, die Produkte (Vereinungen) aus den Grunddimensionen der Arbeitskraft, des Gebrauchswerts und der Produktionsdauer darstellen. Und weil der *Faktor* eines Produkts nicht dieses *Produkt* selbst ist, ist die Arbeitskraft kein Wert (ebensowenig die Arbeit). Ist aber die Arbeitskraft kein Wert, so kann sie auch nicht Ware sein. Ware zu sein, ist die hinreichende gegenständliche Bedingung dafür, Wert zu haben.[25]

Schlußbetrachtung

Wer einen Arbeitsvertrag abschließt, so ist nun zu folgern, verkauft nicht seine Arbeitskraft, sondern verpflichtet sich, für einen festgesetzten Lohn seine bestimmt qualifizierte Arbeitskraft in den Dienst einer Produktion zu stellen, die vom Eigner der objektiven Produktionsbedingungen organisiert und auf seine Rechnung betrieben wird. Auf diese Weise besetzt er im Stellensystem dieser Produktion einen definierten Arbeitsplatz, d. i. eine Leerstelle des Systems. Statt vom „Verkauf der Arbeitskraft“ zu sprechen, können wir die alte deutsche Benennung *Verdingen* verwenden. Wer also einen Arbeitsvertrag schließt, verdingt sich, läßt sich in eine Leerstelle desjenigen Produktionssystems einsetzen, das der Eigner eingerichtet hat. Er erklärt sich damit als Träger genau derjenigen Arbeitsfähigkeit, die durch das Produktionssystem an sich bereits definiert ist. In diesem Verhältnis ist die Person, die sich verdingt hat, Träger einer Fähigkeit, die in der gemeinschaftlichen Arbeitsteilung des Betriebes erwartet wird.

Was der Einstellende für das erzeugte Produkt, das sein Eigentum ist, auf dem Markt einnimmt, ist sein Erlös (oder auch sein Verlust). Unabhängig von dieser Einnahme ist er auf jeden Fall, d. h. gleichgültig, zu welchem Preis er das Produkt veräußert, sofern er es überhaupt veräußert, zur Zahlung des vereinbarten Arbeitslohns verpflichtet. Ist er zahlungsunfähig, teilt der Arbeiter das Schicksal von Gläubigern, deren Schuldner Pleite gemacht haben. Ist er zahlungsfähig, so zahlt er in der Regel

[25] Die Dienste oder „Dienstleistungen“ haben Werte, weil sie die Dimension $[A \times t]$ realisieren. Waren (Dinge) und Dienste (Tätigkeiten) zusammen bilden die Gesamtheit der Wertträger. (Das Wort *Dienstleistung* ist hier unpassend, weil die Leistung von der Dimension $[A \times t^{-1}]$ ist. Was man in der Wirtschaft „Leistung“ nennt, ist durchweg eine Wertübertragung.)

nicht aus dem Erlös der abgesetzten Produktion, sondern aus ihrem *Vorschuß*, den er aufbieten muß, um die fragliche Produktion überhaupt in Gang zu setzen. Die Indienstnahme des Arbeiters bedeutet für ihn die Bildung von Arbeits*kosten*, von denen die *Lohn*kosten nur einen Teil bilden.. Dadurch wird weder die Arbeitskraft als das Vermögen, Arbeit zu verrichten, noch die Arbeit selbst zu einer Ware, d. h. zu einem Ding, das Wert hat. Setzt man im oben erklärten Sinn die Arbeit als *Faktor* der Wertbildung voraus, so versteht sich diese Feststellung von selbst. Und sie gilt erst recht für die Arbeitskraft, die ihrerseits als Faktor der Arbeit verstanden werden muß.

Diesen Überlegungen widerspricht die Redeweise vom "Arbeitsmarkt". Sie basiert natürlich auf der permanent als unreflektiertes Vorurteil reproduzierten Deutung des Arbeitslohns, "Preis der Arbeitskraft" zu sein – einer Deutung, der man nur im Rekurs auf einen definierten Preisbegriff entgehen kann, wie er oben entwickelt worden ist. Mit dieser Feststellung wird keineswegs geleugnet, daß die Konkurrenz um bestehende Arbeitsplätze die Existenz eines "Arbeitsmarktes" suggeriert. Versteht man unter "Markt" jedoch die Institution des *Warenaustauschs*, kann diese Suggestion nicht für bare Münze genommen werden. Vielmehr ist erforderlich, die gängigen Vorstellungen kritisch zu prüfen. Und der dazu nach meinem Dafürhalten erforderliche theoretische Rahmen der Ökonomie ist die im vorangegangenen angedeutete Bestimmung der Dimensionen, die die Wirtschaftslehre als *messende* Wissenschaft avisiert. Sie wird nicht dadurch gewonnen, daß eine rein formale Mathematisierung z. B. Preise als reelle Zahlen vorstellt, sondern dadurch, daß der Unterschied zwischen Maß (Größe) und Zahl wie bei jeder empirischen Wissenschaft geltende Voraussetzung bleibt. Es ist nicht das Rechnen, sondern das Messen, das uns zum Verständnis der ökonomischen Realität fehlt. Und wir können nicht wirklich messen, solange wir die ökonomischen Dimensionen nicht thematisieren. Tun wir dies aber, so wird die notwendige Erkenntnis gewiß vorangebracht werden, ohne die eine kritische Theorie gesellschaftlicher Praxis schwerlich bestehen kann.